



1926-05-03

Das Recht auf Arbeit

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250503&seite=12&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Das Recht auf Arbeit" (1926). *Essays*. 1428.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1428

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Das Recht auf Arbeit.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Ein Europäer lobte vor einem Chinesen die Vorteile der Maschinenproduktion: „Denken Sie sich, sie befreit den Menschen von der Arbeit.“ – „Wie traurig,“ Antwortete der Chinese, „die Befreiung von der Arbeit ist ein großes [Übel]

Wir haben unser ganzes Leben über Arbeit nur klagen und stöhnen gehört. Jeder von uns kennt hundert Witze von der Arbeit, „die kein Frosch ist und einem nicht weghupft“, von dem Mann, „der tagelang zuschauen kann, wenn andere arbeiten“. In unsere Sprechstunde kommen täglich Damen, die sagen: „Ich bin durch traurige Verhältnisse leider genötigt, eine Arbeit anzufangen.“

So muß man sich erst einen Ruck geben, um ganz zu verstehen, was das heißt, daß jemand arbeitslos ist. Arbeitswillig und arbeitslos. Hat man sich das klar gemacht, dann weiß man erst, daß die Arbeit eigentlich unser ganzes Glück ist, unsere einzige wahre Unterhaltung, die Quelle unserer Selbstachtung, der hauptsächlichste Antrieb, weiterzuleben.

Wenn man nicht schon wüßte, was für eine ungeheuerliche und katastrophale Unternehmung der Krieg ist, wenn nicht der Gedanke an zerstörtes Dasein, vernichtetes Glück, vergeudete Werte, ungeborenes Leben mit jedem Blutstropfen selbst im Traum durch unsere Adern flösse, jeder Mensch müßte sich der Kriegsgreuel ganz bewußt werden, wenn er nur erführe, daß es in [Österreich] zweihunderttausend Arbeitslose gibt. 200.000 Arbeitslose heißt 200.000 Menschen, die nicht in der Lage sind, ihre übernommenen Pflichten gegen Frauen und Kinder zu erfüllen, die keine Gelegenheit haben, ihren Geist zu üben, ihre Muskeln zu stärken, ihre Erfahrung zu vermehren, 200.000 Menschen, gebrochen, weil man ihnen die Achtung vor der eigenen Kraft geraubt hat, weil man ihnen die reinste Freude: die Ruhe nach der Arbeit, genommen hat. Sie schämen sich vor ihren Kindern, sie beneiden die arbeitenden Kameraden, sie hassen die Besitzenden. Und sie haben recht. Denn unter ihnen, den Arbeitswilligen, ist nicht ein einziger, der geholfen hat, den Krieg zu entfesseln.

Wir alle wissen, wie diese entsetzliche konstitutionelle Krankheit, die man Arbeitslosigkeit nennt, entstanden ist. Die herrschenden Kreise haben sie verschuldet. Das vergangene [Österreich] das es so schlecht verstanden hat, mit den Nachbarn umzugehen, daß sie glücklich waren, das alte

historische Band zu sprengen und nunmehr gar nicht genug Wälle aufrichten können zwischen sich und uns. Man nennt das „mangelnde Absatzchancen der österreichischen Industrie infolge von Abschließung der Nationalstaaten durch hohe Zölle“. Sie wollen nichts bei uns kaufen, sie wollen uns keine Arbeit geben, sie fürchten, daß wir, wenn wir erst wieder aufatmen dürfen, die alte präpotente Haltung wieder einnehmen werden. Diese aufgerichteten Gedanken-, Gefühl- und Zollschranken bewirken, daß es allen schlecht geht – denn es ist gänzlich unmöglich, das Haus des Nachbarn anzuzünden, ohne das eigene zu gefährden – aber am schlimmsten natürlich dem, der besiegt ist, das heißt jenem, der nicht den wenigsten Mut besaß, aber das wenigste Geld hatte.

Aber nicht nur unsere Ware will man nicht haben, auch uns selbst nicht. Die frühere Möglichkeit, das unwohnliche alte Vaterland zu verlassen, um durch Arbeit und Liebe ein neues zu erwerben und dort einen rechten Menschen vorzustellen, ist uns genommen. Alle Freizügigkeit ist vorbei, der Geister wie der Leiber.

Also, man ist [arbeitslos] weil unhaltbare Friedensverträge es so wollen, weil die Nachbarn vom *sacro egoismo* erfüllt sind, weil das Ausland, auch das fernste, sich abschließt. Man hat zuhause zu bleiben und davon zu leben, was einem der Staat gibt. Was immer der Staat gibt, ist für ihn zu viel. 200.000 Menschen zu ernähren, ist er nur mit äußerster Mühe in der Lage. Man kann sich denken, wie er sie ernährt.

Wenn wir eine Gesellschaft besäßen, die wir nicht besitzen, und diese Gesellschaft ein Gewissen hätte, welches sie nicht hat, so würde sie es für ihre Pflicht halten, diesen beraubten Mitbürgern irgendwie beizuspringen.

Wir können das Ausland nicht zwingen, uns Kredite zu geben, damit wir die Eisenbahnen elektrifizieren, damit wir Wohnstätten aufrichten können; wir haben nicht die Macht, die Bauern zu zwingen, daß sie Lebensbedingungen schaffen, die für den städtischen Arbeiter erträglich sind; wir können das Kapital nicht zwingen, uns zu geringen Zinsen zu borgen. Was wir können, ist nur, im engsten Kreise dafür wirken, daß den Arbeitslosen ihre hoffentlich nur vorübergehend tragische Lage erleichtert werde. Was sie vor allen Dingen brauchen, ist Erfindungskraft zum Ausdenken neuer Erwerbsmöglichkeiten, Mut zum Suchen nach ihnen und Seelenstärke, um der Demoralisation zu entgehen, die mit einem solchen nutzlosen, schwachmütigen Leben auf fremde Kosten verbunden ist.

So primitiv das aussieht, fällt einem bei solchen Gelegenheiten doch nur immer wieder das Essen ein. Es ist keine Frage, daß es Tausende von Arbeitslosen gibt, die nicht einmal eine

Arbeitslosenunterstützung beziehen. Wenn man diesen wenigstens jeden Tag eine warme Mahlzeit geben könnte! Das müßte doch möglich sein, wenn viele wollten. Die Zeiten, in denen man vor einem vollen Teller sitzen durfte, wenn der des Nachbarn ganz leer war, sind endgültig vorüber. Wir alle wollen es nicht erleben, mit Gewalt zu dieser Einsicht gezwungen zu werden. Wäre es nicht möglich, daß wir selbständig dazu gelangten, zu finden, daß es unsere Pflicht ist, unschuldig Leidenden, vielleicht durch unsere Schuld Leidenden, wenigstens jenes Existenzminimum zu verschaffen, welches in einer warmen Mahlzeit besteht? Nur müßten wir uns zugleich bewußt sein, wie gering unsere Leistung ist.

Uns, die wir gewohnt sind, satt zu werden, scheint eine warme Mahlzeit nichts. Aber sie ist viel für jemanden, der am Nachmittag die Kraft haben soll, sich bei einem unwirschen Arbeitgeber vorzustellen. Wer jemals selbst Arbeit gesucht hat, der weiß, daß das ein Kampf ist eines Menschen, der in eine Arbeitsgemeinschaft eindringen will, mit einem anderen, der wenigstens äußerlich so tut, als verteidigte er eine Festung. Die Wolke von Mißtrauen und [Übelwollen] die zwischen fremden Leuten lagert, zu durchbrechen, gehört Kraft und Wärme. Und diese kommt doch, traurig genug, nur aus einem richtig gefüllten Magen. Dulden wir es nicht, daß vor unseren Lebensmittelladen Menschen stehen, mit Augen nach Nahrung lechzend, wie die Tiere der Wildnis. Hören wir es nicht gemütsruhig an, wenn Menschen kommen und sagen, daß sie nur jeden dritten Tag zu Mittag essen. Das *darf* es nicht geben.

* * *

Die Administration der „*Neuen Freien Presse*“ ist gerne bereit, Spenden für die neue Aktion der hervorragenden Philanthropin entgegenzunehmen und öffentlich auszuweisen.

Das Recht auf Arbeit.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Ein Europäer lobte vor einem Chinesen die Vorteile der Maschinenproduktion: „Denken Sie sich, sie befreit den Menschen von der Arbeit.“ — „Wie traurig,“ antwortete der Chinese, „die Befreiung von der Arbeit ist ein großes Uebel.“

Wir haben unser ganzes Leben über Arbeit nur klagen und stöhnen gehört. Jeder von uns kennt hundert Wize von der Arbeit, „die kein Frosch ist und einem nicht weghüpft“, von dem Mann, „der tagelang zuschauen kann, wenn andere arbeiten“. In unsere Sprechstunde kommen täglich Damen, die sagen: „Ich bin durch traurige Verhältnisse leider gezwungen, eine Arbeit anzufangen.“

So muß man sich erst einen Ruck geben, um ganz zu verstehen, was das heißt, daß jemand arbeitslos ist. Arbeitswillig und arbeitslos. Hat man sich das klar gemacht, dann weiß man erst, daß die Arbeit eigentlich unser ganzes Glück ist, unsere einzige wahre Unterhaltung, die Quelle unserer Selbstachtung, der hauptsächlichste Antrieb, weiterzuleben.

Wenn man nicht schon wüßte, was für eine ungeheuerliche und katastrophale Unternehmung der Krieg ist, wenn nicht der Gedanke an zerstörtes Dasein, vernichtetes Glück, vergebene Werte, ungeborenes Leben mit jedem Blutstropfen selbst im Traum durch unsere Adern flösse, jeder Mensch müßte sich der Kriegsgreuel ganz bewußt werden, wenn er nur erführe, daß es in Oesterreich zweihunderttausend Arbeitslose gibt. 200.000 Arbeitslose heißt 200.000 Menschen, die nicht in der Lage sind, ihre übernommenen Pflichten gegen Frauen und Kinder zu erfüllen, die keine Gelegenheit haben, ihren Geist zu üben, ihre Muskeln zu stärken, ihre Erfahrung zu vermehren, 200.000 Menschen, gebrochen, weil man ihnen die Achtung vor der eigenen Kraft geraubt hat, weil man ihnen die reinste Freude: die Ruhe nach der Arbeit, genommen hat. Sie schämen sich vor ihren Kindern, sie beneiden die arbeitenden Kameraden, sie hassen die Besitzenden. Und sie haben recht. Denn unter ihnen, den Arbeitswilligen, ist nicht ein einziger, der geholfen hat, den Krieg zu entseffeln.

Wir alle wissen, wie diese entsetzliche konstitutionelle Krankheit, die man Arbeitslosigkeit nennt, entstanden ist. Die herrschenden Kreise haben sie verschuldet. Das vergangene Oesterreich, das es so schlecht verstanden hat, mit den Nachbarn umzugehen, daß sie glücklich waren, das alte historische Band zu sprengen und nunmehr gar nicht genug Wälle aufrichten können zwischen sich und uns. Man nennt das „mangelnde Absatzchancen der österreichischen Industrie infolge von Abschließung der Nationalstaaten durch hohe Zölle“. Sie wollen nichts bei uns kaufen, sie wollen uns keine Arbeit geben, sie fürchten, daß wir, wenn wir erst wieder aufatmen dürfen, die alte präpotente Haltung wieder einnehmen werden. Diese aufgerichteten Gedanken-, Gefühl- und Zollschranken bewirken, daß es allen schlecht geht — denn es ist gänzlich unmöglich, das Haus des Nachbarn anzuzünden, ohne das eigene zu gefährden — aber am schlimmsten natürlich dem, der besiegt ist, das heißt jenem, der nicht den wenigsten Mut besaß, aber das wenigste Geld hatte.

Aber nicht nur unsere Ware will man nicht haben, auch uns selbst nicht. Die frühere Möglichkeit, das unwohliche alte Vaterland zu verlassen, um durch Arbeit und Liebe ein neues zu erwerben und dort einen rechten Menschen vorzustellen, ist uns genommen. Alle Freizügigkeit ist vorbei, der Geister wie der Leiber.

Also, man ist arbeitslos, weil unhaltbare Friedensverträge es so wollen, weil die Nachbarn vom sacro egoismo erfüllt sind, weil das Ausland, auch das fernste, sich abschließt. Man hat zuhause zu bleiben und davon zu leben, was einem der Staat gibt. Was immer der Staat gibt, ist für ihn zu viel. 200.000 Menschen zu ernähren, ist er nur mit äußerster Mühe in der Lage. Man kann sich denken, wie er sie ernährt.

Wenn wir eine Gesellschaft besäßen, die wir nicht besitzen, und diese Gesellschaft ein Gewissen hätte, welches sie nicht hat, so würde sie es für ihre Pflicht halten, diesen beraubten Mitbürgern irgendetwas beizubringen.

Wir können das Ausland nicht zwingen, uns Kredite zu geben, damit wir die Eisenbahnen elektrifizieren, damit wir Wohnstätten aufrichten können; wir haben nicht die Macht, die Bauern zu zwingen, daß sie Lebensbedingungen schaffen, die für den städtischen Arbeiter erträglich sind; wir können das Kapital nicht zwingen, uns zu geringen Zinsen zu borgen. Was wir können, ist nur, im engsten Kreise dafür wirken, daß den Arbeitslosen ihre hoffentlich nur vorübergehend tragische Lage erleichtert werde. Was sie vor allen Dingen brauchen, ist Erfindungskraft zum Ausdenken neuer Erwerbsmöglichkeiten, Mut zum Suchen nach ihnen und Seelenstärke, um der Demoralisation zu entgehen, die mit einem solchen nutzlosen, schwachmütigen Leben auf fremde Kosten verbunden ist.

So primitiv das aussieht, fällt einem bei solchen Gelegenheiten doch nur immer wieder das Essen ein. Es ist keine Frage, daß es Tausende von Arbeitslosen gibt, die nicht einmal eine Arbeitslosenunterstützung beziehen. Wenn man diesen wenigstens jeden Tag eine warme Mahlzeit geben könnte! Das müßte doch möglich sein, wenn viele wollten. Die Zeiten, in denen man vor einem vollen Teller sitzen durfte, wenn der des Nachbarn ganz leer war, sind endgültig vorüber. Wir alle wollen es nicht erleben, mit Gewalt zu dieser Einsicht gezwungen zu werden. Wäre es nicht möglich, daß wir selbständig dazu gelangten, zu finden, daß es unsere Pflicht ist, unschuldig Leidenden, vielleicht durch unsere Schuld Leidenden, wenigstens jenes Existenzminimum zu verschaffen, welches in einer warmen Mahlzeit besteht? Nur müßten wir uns zugleich bewußt sein, wie gering unsere Leistung ist.

Uns, die wir gewohnt sind, satt zu werden, scheint eine warme Mahlzeit nichts. Aber sie ist viel für jemanden, der am

Nachmittag die Kraft haben soll, sich bei einem unwirschigen Arbeitgeber vorzustellen. Wer jemals selbst Arbeit gesucht hat, der weiß, daß das ein Kampf ist eines Menschen, der in eine Arbeitsgemeinschaft eindringen will, mit einem anderen, der wenigstens äußerlich so tut, als verteidigte er eine Festung. Die Wolke von Mißtrauen und Uebelwollen, die zwischen fremden Beuten lagert, zu durchbrechen, gehört Kraft und Wärme. Und diese kommt doch, traurig genug, nur aus einem richtig gefüllten Magen. Dulden wir es nicht, daß vor unseren Lebensmittelladen Menschen stehen, mit Augen nach Nahrung lechzend, wie die Tiere der Wildnis. Hören wir es nicht gemütsruhig an, wenn Menschen kommen und sagen, daß sie nur jeden dritten Tag zu Mittag essen. Das darf es nicht geben.

* * *

Die Administration der „Neuen Freien Presse“ ist gerne bereit, Spenden für die neue Aktion der hervorragenden Philanthropin entgegenzunehmen und öffentlich auszuweisen.